dass sie sterben könnten. Sie spricht nie darüber, weder mit ihren Freunden noch mit Paul, aber sie ist überzeugt, dass jeder von ihnen schon mal so etwas gedacht hat. Ganz sicher haben auch sie manchmal ihr Kind im Schlaf betrachtet und sich gefragt, wie es sich anfühlen würde, wenn dieser Körper dort ein Leichnam wäre, wenn diese Augen für immer geschlossen blieben. Sie kann nichts dagegen tun. In ihren Gedanken entstehen ganz von allein schreckliche Szenarien, die sie verscheucht, indem sie den Kopf schüttelt, Gebete aufsagt, auf Holz klopft oder den Anhänger mit der Fatima-Hand berührt, den sie von ihrer Mutter geerbt hat. Die Fatima-Hand bannt das Schicksal, Krankheiten, Unfälle, den perversen Appetit lauernder Mörder. Nachts träumt Myriam, dass die beiden plötzlich verschwinden, mitten in einer gleichgültigen Menschenmenge. Sie schreit »Wo sind meine Kinder?«, und die Leute lachen. Sie halten sie für verrückt.

»Sie ist zu spät. Das fängt ja gut an.« Paul wird ungeduldig. Er geht zur Eingangstür und schaut durch den Spion. Es ist 14 Uhr 15, und die erste Kandidatin, eine Filipina, ist noch immer nicht da.

Um 14 Uhr 20 klopft Gigi zaghaft an die Tür. Myriam lässt sie herein. Ihr fällt sofort auf, was für winzig kleine Füße die Frau hat. Trotz der Kälte trägt sie Stoffturnschuhe und weiße Rüschensöckchen. Mit beinah fünfzig Jahren hat sie noch Kinderfüße. Sie ist ziemlich gut gekleidet, die Haare hat sie zu einem Zopf geflochten, der ihr bis zur Mitte des Rückens reicht. Paul weist sie schroff auf ihre Verspätung hin, und Gigi murmelt mit gesenktem Kopf eine Entschuldigung. Sie spricht sehr schlecht Französisch. Ohne große Überzeugung beginnt Paul eine Unterhaltung auf Englisch. Gigi erzählt von ihrer Erfahrung. Von ihren Kindern, die sie in der Heimat zurückgelassen hat, das jüngste hat sie seit zehn Jahren nicht gesehen. Er wird sie nicht engagieren. Der Form halber stellt er ihr noch ein paar Fragen, und um 14 Uhr 30 begleitet er sie hinaus. »Wir melden uns bei Ihnen. *Thank you*.«

Es folgen Grace, eine fröhliche Afrikanerin von der Elfenbeinküste ohne Papiere. Caroline, eine übergewichtige Blonde mit schmuddeligen Haaren, die während des ganzen Gesprächs über ihre Rückenschmerzen und ihre Venenprobleme klagt. Malika, eine nicht mehr ganz junge Marokkanerin, die ihre langjährige Berufserfahrung und ihre Kinderliebe hervorkehrt. Myriam hat es klipp und klar gesagt. Sie möchte keine Maghrebinerin als Kindermädchen einstellen. »Das wäre doch gut«, versucht Paul sie zu überzeugen. »Sie würde mit ihnen Arabisch sprechen, da du es ja nicht tun willst.« Aber Myriam weigert sich strikt. Sie fürchtet, dass zwischen ihnen beiden ein stilles Einverständnis, eine Vertrautheit entstehen könnte. Dass die andere anfangen könnte, sie auf Arabisch anzusprechen. Dass sie ihr ihre Lebensgeschichte erzählen und sie bald im Namen der gemeinsamen Sprache und Religion um tausendundeinen Gefallen bitten würde. Diese Solidarität unter Immigranten, wie sie es nennt, war ihr schon immer suspekt.

Dann kam Louise. Wenn sie von dieser ersten Begegnung erzählt, sagt Myriam gern, dass es vollkommen offenkundig war. Wie Liebe auf den ersten Blick. Vor allem betont sie immer, wie ihre Tochter sich benommen hat. »Sie war es, die sie ausgesucht hat«, erklärt sie begeistert. Mila war gerade vom gellenden Geschrei

ihres Bruders aus dem Mittagsschlaf gerissen worden. Paul ist das Baby holen gegangen, gefolgt von der Kleinen, die sich zwischen seinen Beinen versteckte. Louise ist aufgestanden. Wenn Myriam diese Szene beschreibt, ist sie noch immer fasziniert von der Selbstsicherheit der Nanny. Louise hat Adam vorsichtig aus Pauls Armen genommen und so getan, als sähe sie Mila nicht. »Wo ist denn die Prinzessin? Ich dachte, ich hätte eine Prinzessin gesehen, aber sie ist verschwunden.« Mila hat hell aufgelacht, während Louise ihr Spielchen weiter trieb und in jedem Winkel, unter dem Tisch, hinter dem Sofa nach der geheimnisvollen verschwundenen Prinzessin suchte.

Sie stellen ihr ein paar Fragen. Louise sagt, dass ihr Mann gestorben und ihre Tochter, Stéphanie, inzwischen erwachsen ist – »fast zwanzig Jahre alt, es ist kaum zu glauben« –, dass sie vollkommen flexibel ist. Sie reicht Paul ein Blatt Papier mit den Namen ihrer früheren Arbeitgeber. Sie spricht von den Rouviers, die oben auf der Liste stehen. »Ich war lange bei ihnen. Sie hatten auch zwei Kinder. Zwei Jungen.« Paul und Myriam sind hingerissen von Louise, ihren glatten Zügen, ihrem offenen Lächeln, den Lippen, die nicht zittern. Sie wirkt einfach unerschütterlich. Sie hat den Blick einer Frau, die alles verstehen und verzeihen kann. Ihr Gesicht ist wie eine stille See, deren Abgründe niemand erahnt.

Am selben Abend rufen sie das Paar an, dessen Nummer Louise ihnen dagelassen hat. Eine Frau geht an den Apparat, sie klingt recht kühl. Als sie Louises Namen hört, ändert sich ihr Ton sofort. »Louise? Sie haben ja so ein Glück, dass Sie sie gefunden haben. Sie war wie eine zweite Mutter für meine Söhne. Wir waren furchtbar traurig, als wir uns von ihr trennen mussten. Ich sage Ihnen, damals habe ich sogar darüber nachgedacht, ein drittes Kind zu bekommen, nur um sie behalten zu können.«

Louise öffnet die Fensterläden ihrer Wohnung. Es ist kurz nach fünf Uhr morgens, und draußen sind die Laternen noch an. Ein Mann geht die Straße entlang, dicht an den Hausmauern, um sich vor dem Regen zu schützen. Es hat die ganze Nacht gegossen. Der Wind hat in den Leitungen geheult und Louises Träume heimgesucht. Man könnte meinen, der Regen würde waagerecht niedergehen und mit voller Wucht gegen die Fassade und die Fenster peitschen. Louise schaut gerne hinaus. Direkt gegenüber, zwischen zwei düsteren Gebäuden, steht ein kleines Haus mitten in einem zugewucherten Garten. Ein junges Paar ist Anfang des Sommers dort eingezogen, Pariser, deren Kinder draußen schaukeln und sonntags das Gemüsebeet jäten. Louise fragt sich, was sie in diesem Viertel verloren haben.

Die Müdigkeit lässt sie erschauern. Mit dem Fingernagel kratzt sie an der Ecke des Fensters. Egal wie energisch sie die Scheiben alle paar Tage putzt, sie kommen ihr immer trüb vor, bedeckt von Staub und schwarzen Schlieren. Manchmal möchte sie sie blank reiben, bis sie zerbrechen. Sie kratzt immer stärker mit dem Zeigefinger, und ihr Nagel bricht ab. Sie nimmt den Finger in den Mund, beißt darauf, damit es aufhört zu bluten.

Die Wohnung hat nur ein Zimmer, das Louise zugleich als Schlaf- und Wohnraum dient. Jeden Morgen klappt sie das Bettsofa zusammen und überzieht es mit der schwarzen Husse. Sie nimmt ihre Mahlzeiten am Couchtisch ein, den Fernseher lässt sie dabei immer laufen. An der Wand stehen ungeöffnete Kartons. Vielleicht enthalten sie die paar Gegenstände, die dieser seelenlosen Behausung etwas Leben einhauchen würden. Rechts vom Sofa, in einem glänzenden Rahmen, das Foto einer Jugendlichen mit roten Haaren.

Sie hat ihren langen Rock und die Bluse sorgfältig auf dem Sofa ausgebreitet. Sie nimmt die Ballerinas vom Boden hoch, ein Paar, das sie vor über zehn Jahren gekauft, aber so gut gepflegt hat, dass sie findet, sie sehen aus wie neu. Es sind schlichte Lackschuhe mit eckigen Absätzen und einer kleinen Schleife obendrauf. Sie setzt sich und fängt an, einen davon zu putzen, indem sie einen Wattebausch in einen Topf mit Reinigungscreme stippt. Ihre Gesten sind langsam und präzise. Sie putzt mit einer wütenden Sorgfalt, ganz in ihre Aufgabe versunken. Der Wattebausch ist mit Schmutz bedeckt. Louise hält den Schuh unter die Lampe auf dem runden Tischchen. Als ihr der Lack glänzend genug erscheint, stellt sie ihn ab und nimmt sich den nächsten vor.

Es ist so früh, dass sie Zeit hat, ihre von der Hausarbeit angegriffenen Nägel zu richten. Sie klebt ein Pflaster um ihren Zeigefinger und lackiert die übrigen Nägel in einem dezenten Rosa. Zum ersten Mal und trotz des Preises hat sie sich die Haare beim Friseur färben lassen. Sie fasst sie in einem Knoten im Nacken zusammen. Sie schminkt sich, und der blaue Lidschatten lässt sie älter aussehen, obwohl sie doch so zierlich ist, dass man sie für eine Zwanzigjährige halten könnte. Dabei ist sie mehr als doppelt so alt.

Sie tigert durch das Zimmer, das ihr noch nie so klein vorgekommen ist, so eng. Sie setzt sich, steht dann fast sofort wieder auf. Sie könnte den Fernseher anmachen. Einen Tee trinken. Eine alte Frauenzeitschrift lesen, die sie neben dem Bett aufbewahrt. Aber sie hat Angst, sich zu entspannen, die Zeit verrinnen zu lassen, der Benommenheit nachzugeben. Sie fühlt sich schwach und verletzlich nach dieser kurzen Nacht. Eine Winzigkeit würde genügen, damit sie die Augen nur einen Moment schließt, damit sie einschläft, damit sie zu spät kommt. Sie muss wach bleiben, muss es schaffen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen ersten Arbeitstag zu richten.

Sie kann nicht zu Hause warten. Es ist noch nicht mal sechs Uhr, sie ist viel zu früh dran, aber sie geht mit schnellem Schritt zur RER-Haltestelle. Sie braucht etwas länger als eine Viertelstunde bis zum Bahnhof von Saint-Maur-des-Fossés. Im Zug setzt sie sich einem alten Chinesen gegenüber, der zusammengekauert auf seiner Bank schläft, die Stirn an die Scheibe gepresst. Sie betrachtet sein erschöpftes Gesicht. Bei jeder Haltestelle überlegt sie, ob sie ihn aufwecken soll. Sie hat Angst, dass er sich verfährt, zu weit fährt, dass er die Augen öffnet, allein an der Endstation, und die Bahn zurück nehmen muss. Aber sie sagt nichts. Es ist besser, nicht mit den Leuten zu reden. Einmal hätte eine sehr hübsche, brünette junge Frau sie beinahe geohrfeigt. »Was starrst du mich so an? Na, was gibt's zu glotzen?«, schrie sie.

An der Haltestelle Aubert hüpft Louise aus dem Zug. Langsam wird es voll, eine Frau rempelt sie an, als sie die Treppe zur Metro hochgeht. Ein widerlicher Geruch nach Croissant und verbrannter Schokolade schlägt ihr entgegen. Sie nimmt die Linie 7 Richtung Opéra und kommt an der Station Poissonnière wieder ans Tageslicht.

Louise ist fast eine Stunde zu früh dran, also setzt sie sich draußen an einen Tisch des Paradis, eines reizlosen Cafés, von dem aus sie den Eingang des Wohnhauses im Blick hat. Sie spielt mit ihrem Löffel. Neidisch betrachtet sie den Mann neben sich, der mit dicken, lüsternen Lippen an seiner Zigarette saugt. Sie würde sie ihm gern aus der Hand nehmen und tief inhalieren. Sie hält es nicht mehr aus, zahlt ihren Kaffee und betritt das stille Haus. In einer Viertelstunde wird sie oben klingeln, so lange setzt sie sich zwischen zwei Etagen auf eine Stufe. Sie hört ein Geräusch, kann